

Leidenschaftlicher Interpret der Moderne

—
Zum 150. Geburtstag Max Webers

JENS HACKE

Geboren 1973 in Bonn, Lehrbeauftragter am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hamburg, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Hamburger Instituts für Sozialforschung.

Der Rang eines Klassikers kommt demjenigen zu, dessen Werk und Thesen genug Denkanstöße liefern, die über die Zeiten hinweg Herausforderungen stellen. Das ist bei Max Weber in hohem Maße und mit anhaltender Wirksamkeit der Fall. Soziologen, Historiker, Politikwissenschaftler, Staatsrechtler – sie alle verwen-

den Weber'sche Terminologien, arbeiten sich an den Kategorien der Herrschaftssoziologie ab. Sie stehen im Schatten von Webers desillusionierter Entzauberung der Moderne, die im Modus von Bürokratisierung und Rationalisierung ihr „stahlhartes Gehäuse der Hörigkeit“ errichtet hat. Weber erkannte früh, dass sich der Mensch institutionelle und technische Umwelten schafft, die die Handlungsmöglichkeiten des Individuums unentrinnbar bestimmen. Die nachfolgende zweite Soziologengeneration nannte dieses Phänomen in den Fußstapfen Webers „sekundäre Systeme“ oder „Superstrukturen“.

BERSERKERTUM EINES „WÜHLENDEN GEISTES“

Das eigentliche Faszinosum liegt darin, dass Weber zu Lebzeiten eigentlich gar kein lesbares Buch publizierte. Wer greift heute freiwillig zur Habilitation über die „Römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht“ (1891) oder liest noch einmal mehrhundertseitige Enqueteberichte über die ostelbischen Landarbeiter (1892)? Auch das vor Begriffs- und Typenbestimmungen berstende Großwerk aus dem Nachlass *Wirtschaft und Gesellschaft* (1922) ist ohne Register kaum zu benutzen, weil kaum ein Leser Webers wissenschaftliche Prosa länger als zehn Seiten durchhält. Nein, die Klassizität Webers ist nicht einem einzelnen Buch oder seiner stilistischen Brillanz geschuldet, sie liegt in der Eindringlichkeit seines Anliegens und in der Leidenschaftlichkeit seines Fragens verborgen. Weber wühlte sich durch ungeheure Stoffmassen, versuchte, sein Material durch multidimensionale Herangehensweisen zu erschließen, und ließ keine einfachen Antworten gelten. Das Berserkertum seines „wühlenden Geistes“ hinterließ kein gerundetes Werk, sondern einen massiven Torso ungebändigter Gedankenfülle. Dabei war er ein Modernisierer und Organisator der Wissenschaft, dem es ungeachtet der politischen Tendenz allein darauf ankam, ob eine These gut begründet und belegt war.

Bekanntheit erlangte Weber über die Aufsatzfolge zur protestantischen Ethik, die den Aufstieg des Kapitalismus aus dem asketischen Geist des Puritanismus erklärte. Auch seine späte politische Publizistik trug zur Begründung seines Ruhmes

bei, denn in seinen intellektuellen Interventionen machte Weber die Erträge seiner Herrschaftssoziologie für die Überlegungen zu „Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland“ fruchtbar, während seine epochalen Reden zu „Wissenschaft“ respektive „Politik als Beruf“ bis heute ihre Frische bewahrt haben. Seit über drei Jahrzehnten bemüht sich das Riesenunternehmen einer meterlangen Gesamtausgabe, Webers Denkwege begreifbar zu machen und nach allen Regeln historisch-kritischer Edition wissenschaftlich aufzubereiten. Kein Jugendbrief geht verloren, kein Bericht über einen Vortrag Webers in der Lokalpresse bleibt unerwähnt.

DER GANZE WEBER

Seine Ausnahmestellung als universalhistorisch denkender Soziologe, der von der Landwirtschaft zum Börsenwesen, vom antiken Judentum zum Konfuzianismus, von der Musiksoziologie bis zur Wissenschaftstheorie eine ungeheure Vielfalt an Themen erforschte, ließ es lange unmöglich erscheinen, den „ganzen Weber“ ins Blickfeld zu bekommen. Zudem wollen die Widersprüche seiner vielfach gebrochenen bürgerlichen Existenz kaum ins Bild des Rationalitätsdenkers und unbittlichen Realisten passen. Erst der Politikwissenschaftler Wilhelm Hennis unternahm es in seinem Spätwerk, „Max Webers Fragestellung“ als biographisch existenzielles Problem in den Mittelpunkt zu rücken. 2005 erschien – acht Jahrzehnte nach Marianne Webers „Lebensbild“ ihres Gatten – die erste wissenschaftliche, wahrlich fulminante Biographie von

Joachim Radkau, der eine charakterologische, psychologisch sensible und kulturgeschichtlich eingebettete Deutung Webers lieferte. Radkau machte den Olympier menschlich, leuchtete neben dem Werk auch die Abgründe seiner Psyche und Süchte aus sowie seine komplizierte erotische Natur zwischen Kameradschaftsehe und späten erfüllenden Liebesaffären.

GALIONSFIGUR POLITISCHER ERNEUERUNG

In Webers Lebensspanne fiel die Sturzgeburt der Industriemoderne in Deutschland. Die groß- und bildungsbürgerlichen Werte, die seine Erziehung prägten, verloren in einem nervösen Zeitalter des Wandels rasch ihre Orientierungskraft. Weber litt zwar an der Krise des Bürgertums, das trotz seiner ökonomischen Machtstellung im Kaiserreich in politischer Passivität verharrte. Aber er beließ es keineswegs beim Ressentiment – wiewohl er als junger Mann mit der politischen Rechten flirtete und dem nationalistischen Alldeutschen Verband eine Zeit lang angehörte –, sondern er stand auf dem Boden der Moderne. Er knüpfte enge Bande mit führenden linksliberalen Köpfen wie Friedrich Naumann und Lujo Brentano, um sich für politische und gesellschaftliche Modernisierung einzusetzen. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges riss ihn die patriotische Welle zunächst mit, aber Weber war schnell ernüchtert und gehörte bald zu den wichtigsten Kritikern der Monarchie, prangerte ausufernde Kriegsziele an und setzte sich für Parlamentarisierung und Demokratisierung ein. Als prominenter Beiträger der *Frankfurter Zeitung*, Mitbegründer der libe-

ralen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und Vordenker der Weimarer Verfassung war er eine Galionsfigur der politischen Erneuerung. Auf die Politik wirkte er als Ideengeber, als Politiker scheiterte er hingegen kläglich. Dem Verfechter eines unerbittlichen Realismus fehlte jedes Gespür für parteitaktische Manöver und strategisches Handeln, sein Temperament ließ sich schwer zügeln. Die Autorität seiner politischen Urteilskraft blieb davon jedoch unberührt. Weber hinterließ nach seinem frühen Tod – er starb an den Folgen der Spanischen Grippe im Sommer 1920 – bleibenden Eindruck bei einer Reihe jüngerer Gelehrter wie Theodor Heuss, Karl Jaspers, Karl Loewenstein, Karl Löwith, Helmuth Plessner oder Carl Schmitt. Seine Elitentheorie der Demokratie, die Parteienwettbewerb und Parlamentarismus als Methode der geeigneten Führerauslese ansah und am Ende seines Lebens eine Wendung zum plebiszitär legitimierten, charismatischen Führer nahm, lieferte Argumente für Vernunftrepublikaner, die sich nicht umstandslos von der Vorstellung eines personalen Regiments lösen konnten. Die durch Direktwahl bedingte starke Stellung des Reichspräsidenten im Verfassungsgefüge der ersten deutschen Demokratie verdankt sich nicht zuletzt den Vorstellungen Webers. Aber war er deswegen der Ahnherr des plebiszitären Führerstaates?

„MILITANTER SPÄTLIBERALISMUS“?

Die Fragen, wie sich Weber in den bewegten Jahren der Weimarer Republik positioniert und wie er sich gegenüber dem Nationalsozialismus verhalten hätte, haben

von jeher die Phantasien der Ideengeschichte angeregt. In der Phase einer kritischen Aufarbeitung des deutschen Sonderwegs überwog die Verurteilung von Webers Nationalismus und die Skepsis hinsichtlich seines Einflusses auf das politische Denken in Deutschland. Wolfgang Mommsen hatte in seiner bahnbrechenden Studie über *Max Weber und die deutsche Politik* (1959) seine Orientierung am nationalen Machtstaat und die damit einhergehende Vernachlässigung demokratischer Grundwerte herausgearbeitet. Damit sprach er einen wunden Punkt an: In der Tat lässt sich bei Weber kaum etwas für eine normative Theorie der Demokratie lernen, und seine kühle Diktion favorisiert die charismatischen Entscheider, verzichtet aber weitgehend auf moralische Leitlinien, partizipative Elemente und eine Aufgabenbestimmung des sozialen Rechtsstaates. Der junge Jürgen Habermas konnte vor fünfzig Jahren noch von der unheilvollen Wirkung eines „militanten Spätliberalismus“ sprechen und meinte, nicht daran vorbeizukommen, „daß Carl Schmitt ein legitimer Schüler“ beziehungsweise „ein ‚natürlicher Sohn‘ Max Webers“ war.

DER LETZTE GROSSE BÜRGER

Der Umgang mit Weber hat sich deutlich entspannt. Derjenige, der die Verantwortungsethik drastisch gegen die Gesinnungsethik absetzte – und selbst von politischer Leidenschaft getrieben blieb – wird nur noch selten für Deutschlands Weg in die Katastrophe zur Verantwortung gezogen. Wie unsinnig eine derartige Personalisierung ist, kann man übrigens von Weber lernen. Er hatte stets auf die

Kulturbedeutung von Religion, Ideen und Ideologien gepocht, die in sozialen Formationen wirksam werden, aber nicht als Schöpfung großer Einzelner zu begreifen sind. Webers Leben bietet – das lässt ihn neben Thomas Mann noch einmal als einen der letzten großen Vertreter des klassischen Bürgertums erscheinen – den Stoff für einen Bildungsroman. Auch die jüngst erschienenen, auf jeweils eigene Weise faszinierenden Biographien von Jürgen Kaube und Dirk Kaesler präsentieren Weber als eine Person, deren übersensibler und wacher Intellekt die Spannungen eines Zeitalters sichtbar macht. Er muss Abschied nehmen vom klassenbewussten großbürgerlichen Hochmut und geht im Laufe seines Lebens auf Abstand zu den forschen Generalisierungen eines bornierten Wilhelminismus. Die Komplexität der Moderne ist für ihn nur durch eine gedankliche Anstrengung zu erfassen, die Ambivalenzen und Widersprüche verarbeitet, wo das Gute, Heilsbringende zugleich problematisch wird und der Mensch immer auf der Suche nach neuen Möglichkeiten der Kompensation und der Korrektur von unerwarteten Nebenfolgen bleibt.

GEGEN GUTMENSCHENTUM

Webers tragisches Pathos fasziniert hundert Jahre später immer noch. Gutmenschentum, Moralismus und Idealismus verachtete er zwar mit übertrieben anmutender rhetorischer Härte – nichts war ihm verhasster als der politisierende „Literat“. Seine Frage nach den Freiheitsräumen des Einzelnen, dessen Schicksal unentrinnbar dem Kapitalismus und den bürokratischen

Staatsapparaten ausgeliefert war, bleibt allerdings von evidenter Aktualität. Die sich akkumulierenden Sachzwänge der industriellen Massengesellschaft hat er als gelehriger Leser von Karl Marx früh gesehen, und er war umsichtig genug, die politischen Konflikte nicht allein aus materiellen Interessen und den Produktionsverhältnissen zu erklären. Aber was blieb dem Individuum aus Webers Sicht übrig? Heroische Selbstbehauptung, die Wahrung eines letzten persönlichen Entscheidungsraumes oder ein Restbestand von demokratischer Freiheit, die in der „Unterordnung unter selbstgewählte Führer“ bestand? Sein rettender Glaube richtete sich auf den charismatischen Politiker, der tatsächlich noch etwas zu entscheiden vermag. Schon Joseph Schumpeter hatte sich von dieser Erlösungssehnsucht entfernt und seine „realistische Demokratietheorie“ im Sinne eines marktkonformen Konkurrenzmodells entwickelt, in dem oberflächliche Werbungsmechanismen die letzten Wertentscheidungen, die Weber so wichtig waren, verdrängten.

WAS GÜLTIGKEIT HAT

Webers Platzierung im (schlecht besetzten) Pantheon des deutschen Liberalismus zeigt auch, dass das Verständnis von Politik stetiger Historisierungsanstrengungen bedarf. Kampf, Wettstreit, Selbstbehauptung – diese heroische Attitüde Webers wirkt im Zeitalter eines politisch korrekten Konsensliberalismus antiquiert. Gleichzeitig machten wir es uns zu leicht, würden wir den Weber'schen Tugendkatalog vorschnell entsorgen und seine altertümlich wirkende Frage nach dem

„Menschentum“ in der Moderne gleich mit entrümpeln. Die große Frage, wie der Mensch in selbst geschaffenen Strukturzwängen handlungsfähig und frei zur Entscheidung bleibt, behält ihre Aktualität. Weber mag sich nicht um eine normativ avancierte Definition von Freiheit oder sozialer Gerechtigkeit gekümmert haben; er wollte das So-Gewordensein der modernen Welt begreifen, warb für eine „Realpolitik auf dem Boden des nun einmal unabänderlich Gegebenen“, anstatt auf politische Handlungsempfehlungen aus dem Korsett einer geschlossenen politischen Theorie zu hoffen. Politisches Denken ist für Weber konstellationsabhängiges Denken. Nachdem der Glaube an die allein selig machende Kraft der Theorie, die den Schlüssel zur Lösung der Weltprobleme liefern sollte, langsam verpufft ist, wirken auch die mächtigen Weber'schen Grundbegriffe wie Urteilskraft, Lebensführung, Verantwortung und Herrschaft nicht mehr ganz so archaisch. Dass es in der Politik auf persönliche Orientierung, auf die Rechtfertigung von politischen Handlungen im Blick auf klar formulierte Ziele und auf Haltung ankommt, ist ein Weber'scher Maßstab, der weiterhin Gültigkeit beanspruchen darf.